

Zwischen Babel und Pfingsten

Albert Keller SJ, München

„Am Abend des ersten Tages der Woche, als die Jünger aus Furcht vor den Juden hinter verschlossenen Türen versammelt waren ...“, so beginnt das Pfingstevangelium nach Johannes (19, 20), das die Geistsendung anders als Lukas und die Apostelgeschichte beschreibt. Es zeichnet die Situation des Menschen vor Pfingsten: eine geschlossene Gesellschaft, auf sich konzentriert, ängstlich nach außen abgeschirmt, nur auf Selbstsicherung bedacht. In diese geduckte Versammlung bricht dann der Geist wie ein Feuersturm ein, und die verriegelten Türen springen vor ihm auf, denn er hat zuvor die Menschen aufgesprengt aus ihrer mutlosen, ratlosen In sich-gekehrtheit, so daß sie sich nun – ihrer Sendung gemäß – aufmachen, von diesem Geist getrieben, bis an die Enden der Erde. Und weil sie offene, vom Geist aufgeschlossene Boten sind, wird man verstehen, was sie zu sagen haben, wie man seine Muttersprache versteht.

Wir Christen sind weithin noch nicht derart pfingstliche Menschen. Vielmehr leben wir zwischen Babel und Pfingsten. Babel, das heißt Wirrwarr – jedenfalls in der Deutung, die das 11. Kapitel der Genesis diesem hebräischen Namen für Babylon gibt. Und es erläutert ihn in einem Bericht, der die Urgeschichte der Menschheit abschließt, so: Die Menschen, die umherzogen, fanden eine Ebene, zum Siedeln geeignet. Und sie brannten Ziegel und mischten Mörtel und sagten zueinander: „Auf, wir wollen eine Stadt bauen, eine himmelhohe Burg. Damit machen wir uns einen Namen, und dann zerstreuen wir uns nicht weiter über die Erde.“ Gott aber, der dieses Unternehmen sah, sprach: „Auf, steigen wir hinab und verwirren wir dort ihre Sprache, daß keiner mehr die Sprache des anderen versteht.“ Darum nannte man die Stadt Babel (Wirrwarr), denn dort hat der Herr die Sprache aller Welt verwirrt, und von dort aus hat er die Menschen über die ganze Erde zerstreut.

Im Turmbau von Babel sieht also der jahwistische Schriftsteller den Grund dafür, daß sich die Sprache der Menschheit aufsplitterte und die bleibenden Mißverständnisse begannen. Damit aber erweist er sich als überraschend scharfsichtig, nimmt man Babylon mit seinen gewaltigen Stadtmauern und dem fast 100 Meter hohen Stufenturm nur wie er, als Urbild der befestigten Stadt, als Monument des Menschen, der sich seßhaft macht.

Jahrhunderttausende waren nämlich die Urmenschen als Jäger und Sammler umhergezogen, ohne bei dieser unsteten Lebensweise eine brei-

tere und dauerhaftere Tradition entwickeln zu können. Erst als sie begannen, sich fest anzusiedeln, kam der Überlieferung eine neue Rolle zu, und es wurde möglich und auch notwendig, festgefügte eigenständige Sprachen zu entwickeln und sie schließlich auch in der Schrift festzulegen.

Um diese historische Überlegung geht es jedoch dem Verfasser der Genesiserzählung kaum. Ihm kommt es vielmehr darauf an zu zeigen, aus welcher Geisteshaltung es herrührt, daß die Menschheit so zersplittert ist und unfähig, sich zu verstehen. Und er zeichnet die gleiche Mentalität, wie sie noch die vorpfingstliche Christengemeinde beeinflusst und die eben auch uns zwischen Babel und Pfingsten angesiedelt sein läßt, die Gesinnung der verschlossenen Türen, der Türme und Mauern.

Türme und Mauern, Stadtbefestigungen und Burgen baut man nämlich, um sich selbst zu behaupten und andere abzuwehren. Sie sind sichtbarer Ausdruck dafür, daß man sich selbstsicher „einen Namen machen möchte“ und sich von den Mitmenschen distanziert. Wo man indes den eigenen Standpunkt nie in Frage stellen läßt, sondern auf ihm versteinert besteht, wo man den anderen sich geistig fernhält und jeden, der einem nahezutreten versucht, als Eindringling betrachtet, da zerfällt auch die gemeinsame Sprache, und die Fähigkeit, einander zu verstehen, schwindet.

Wir aber leben in einer Zeit des Mauerbaus, der Schutzwälle und Drahtzäune; und auch da sind die äußeren Schranken nur Ausdruck der geistigen Barrieren, die die Welt trennen, sie aufsplittern in feindliche Machtblöcke, in sich befehlende politische Gruppen, einander nicht verstehende Generationen, in konkurrierende Interessenvertreter und sich gegenseitig mißtrauende Privatpersonen. Da herrscht die Devise „Von Dir laß ich mir nichts sagen“ und die Überzeugung „Du hast mir nichts zu sagen“, jedenfalls gegenüber Andersdenkenden – und jeder, der selbst denkt, ist ein Andersdenkender, weil er meine Gedanken eben nicht nur nachbetet.

Uns sollte an diesen nachbabylonischen Verhältnissen vor allem beunruhigen, daß sie keineswegs auf eine unchristliche Welt beschränkt erscheinen, sondern sich ebenso unter Christen und in der Kirche finden. Die Sprachverwirrung ist da sogar gefährlicher und die Unfähigkeit, einen zu verstehen, der anderer Meinung ist, noch hartnäckiger als sonstwo, denn zu leicht lassen sich hier Offenbarungswort und eigene Ansicht verquicken, so daß – freilich oft ohne daß man sich dessen bewußt wird – Gott als bequemer Schutzschild für die jeweilige Meinung herhalten muß, an der zu rütteln ja dann Blasphemie wäre; dabei gibt man nur – derb gesagt – den eigenen Vogel für den Heiligen Geist aus. Es ist ja Kennzeichen des Fanatikers – *fanum* heißt heilig – die eigene Ansicht als heilig zu verfechten und den Gegner folglich zu verketzern.

Da ist es dann paradox anzusehen, wie man diese asoziale Krankheit mit den gleichen Mitteln kurieren möchte, die sie doch gerade hervorrufen, nämlich mit dem Errichten von Denkmauern und geistigen Barrieren. Man sucht Mißverständnisse zu vermeiden, indem man Meinungen verbietet, jedenfalls für unzulässig und folglich für indiskutabel erklärt. Statt sich mit dem Gesagten auseinanderzusetzen, greift man den an, der es vorbringt. Gewiß kann und muß etwa die Kirche untersagen, daß einer in ihrem Namen auftritt und mit ihrer Autorität Lehren verkündet, die sich nicht aus dem in ihr überlieferten Glauben ergeben oder ihm sogar widersprechen. Davon ist aber der Versuch zu unterscheiden, den Glauben dadurch zu schützen, daß man die Ohren gegen die verstopft, die eine andere Überzeugung vertreten, weil man nun einmal – glücklicherweise, müßte man in diesem Fall sagen – nicht die Macht hat, ihnen das Maul zu stopfen. Wo man durch ein solches Vermauern abweichende Meinungen nicht aufkommen läßt, wo also alle nach Verordnung dasselbe sagen, mögen zwar Mißverständnisse ausgeschaltet sein, aber doch bloß um den Preis, daß es überhaupt nichts mehr zu verstehen gibt, weil niemand mehr dem anderen etwas zu sagen hat, was der sich nicht auch selbst sagen könnte. So züchtet man nur die Unfähigkeit, Fremdes zu verstehen, und dürfte sich dann nicht wundern, wenn man auch mit der eigenen Überzeugung nur auf Unverständnis trifft. Wer deshalb über Meinungsvielfalt in der heutigen Kirche klagt und über die Verunsicherung im Glauben, die er daraus folgen sieht, der sollte sich mißtrauisch fragen, ob diese Klage wirklich seiner Sorge um den Glauben und nicht vielleicht seiner Angst und Bequemlichkeit entspringt. Bequemer ist es nämlich wohl, wenn in ungestörter Isoliertheit eine einheitliche Überzeugung unbestritten herrscht; bequem für die Obrigkeit, die eine durch dieses Meinungseinerlei zur Auseinandersetzung unfähig gewordene Masse leichter zu gängeln hofft, wie etwa die Ostblockstaaten mit ihrem Verbot westlicher Zeitschriften augenfällig demonstrieren; bequemer aber auch für den Einzelnen, der selbstsicher auf seiner Meinung ausruhen kann, ohne die geistige Anstrengung, sich auf Fremdes einzustellen und so erst seine Meinung als eigene zu bewähren. Angst aber verrät dieser Versuch beständiger Abschirmung, weil man offenbar die durch derart geistige Mauern zu schützende Überzeugung für nicht stichhaltig hält oder jedenfalls jene, die sie vertreten, für unfähig, in einer offenen Auseinandersetzung zu bestehen. Angst und Bequemlichkeit aber vertragen sich nicht mit christlichem Glauben. Wenn heute ein Lehnstuhlkatholizismus aufgeschreckt wird, weil er sich nicht weiter mit eintönigen Formeln in den Schlummer wiegen kann, sondern sich von einer andersartigen Welt bedrängt fühlt und ihr mit neuen Antworten zu begegnen hat, um die er sich erst bemü-

hen muß, ist das kein Nachteil, sondern ein Gewinn für den Glauben, der weiß, daß der Buchstabe tötet, der Geist aber lebendig macht.

Damit soll keinesfalls jener Mentalität das Wort geredet werden, die glaubt, die nachbabylonische Sprachverwirrung durch eine Regression bewältigen zu können, durch einen Rückfall ins vorbabylonische Nomadentum auf geistiger Ebene. Viele, die der geschlossenen Gesellschaft des babylonischen Mauerbaus eine anzuzielende offene Gesellschaft gegenüberstellen, unterliegen diesem Anachronismus. Sie wollen den Dogmatismus, der nur *eine* Überzeugung zulassen möchte und sich daher gegen alle anderen verschließt, dadurch überwinden, daß sie alle Meinungen gleichermaßen gelten lassen. Wenn aber jede Ansicht gleichviel gilt, ist sie schließlich gleichgültig. Der Fanatiker, der sich von niemand etwas sagen läßt, wird abgelöst durch den Blasierten, für den jeder alles sagen kann, weil ihm alles nichtssagend ist. Wer unter einer offenen Gesellschaft eine versteht, in der es verbindliche Wahrheit nicht gibt, noch geben darf und ebensowenig letzte Werte, der hat freilich ein geistiges Gelände vor Augen, auf dem sich keine Turmbauten engstirniger Rechthaberei mehr finden, die sonst der Verständigung wie Sperrwälle entgegenstehen, aber dafür hat er eine Ödlandschaft ohne jeden Orientierungspunkt eingetauscht, in der er sich selbst nicht zurechtzufinden vermag, geschweige denn den Standpunkt eines anderen zu verstehen in der Lage wäre. Diese sogenannte permissive Gesellschaft, die angeblich alles erlaubt, die in Wahrheit aber, weil ohne Richtmaß, unfähig ist, überhaupt über Erlaubtheit und Wert zu befinden, verwirklicht treffend das Bild der Schrift von dem Haus, aus dem man zwar den bösen Geist rechthaberischer Starrköpfigkeit vertrieben hat, das nun aber gereinigt und gefegt bereit steht, damit der böse Geist mit sieben schlimmeren zurückkehrt und sich darin festsetzt.

Das ist doch die eigentliche Gefahr einer Gesellschaft, in der jeder bloß seinen materiellen Interessen nachjagt, daß sie mit ihrer geistigen Öde, die hinter allem Wohlstand gähnt, die Menschen unbefriedigt läßt und so den Boden bereitet für den Einzug von Fanatikern aller Richtungen, die sich auf diese Unzufriedenheit stützen. Diese Öde zu beseitigen wäre daher wichtiger als alle Gesetzesverschärfungen, wollte man etwa von Fanatismus gelenkten Terroristen die Grundlage entziehen. Und solange er nichts außer diesem geistig indifferenten Allerlei bietet, wird der westliche Materialismus dem östlichen vielleicht materiell überlegen sein, geistig zieht er den kürzeren, weil dort ein Programm verkündet und ein allgemein anzustrebendes Ziel vorgestellt wird, für das man sich einsetzen kann, mag es noch so trügerisch sein. Der Westen lebt einen materialistischeren Materialismus, wenn er die Macht der Ideen

mißachtet, die der Kommunismus durchaus nicht verkennt, sondern einsetzt.

So scheinen wir vor eine das Verstehen gleichermaßen verhindernde Alternative gestellt: Entweder wir entscheiden uns für die geistige Nachahmung des vorbabylonischen Nomadentums, in dem es keine künstlichen Verstehenshindernisse, aber auch nichts zu verstehen gibt, weil die Menschen einander nichts zu sagen haben, da sie traditions- und orientierungslos der Floskel folgen: „Man sagt ja nichts, man redet ja bloß“. Oder wir rechnen uns zur nachbabylonischen Epoche geschlossener Gesellschaften, die hinter Isoliertürmen ihre Eigeninteressen abschirmen, ohne die Bereitschaft und folglich ohne die Fähigkeit, andere zu verstehen.

Pfingsten ist jedoch der Ausbruch aus dieser Alternative. Der Geist duldet nicht, daß man den Glauben hinter Mauern einsperrt, die man aus Angst gebaut hat, im behaglichen frommen Dasein gestört zu werden, fälschlich für fromm gehalten, wenn es sich um andere nicht kümmert. Wer bloß für sich glaubt, ganz darauf bedacht, daß ihm nichts begegnet, was er nicht schon von Kindesbeinen kennt, vertrautes Latein und übliche Bilder, und sich nicht darum schert, wie er diesen Glauben anderen weitergeben kann, der hat Pfingsten noch nicht an sich erfahren, dessen Glaube ist faul. Wer glaubt, ist gesandt; es wird Zeit, daß wir aus einem auf sich selbst bezogenen Versorgungskatholizismus aufgescheucht werden, der nicht bereit ist, über die Wände des privaten Kämmerleins oder die Mauern der Kirche hinauszugehen, geschweige bis an die Enden der Erde sich aufzumachen. Wir haben etwas zu sagen. Aber wir haben es andererseits nicht zu sagen als Fanatiker, die anderen ihre Überzeugung aufnötigen und deren eigenes Denken mundtot machen wollen. Wer den Glauben im pfingstlichen Geist verkündet, der redet die Sprache des andern. Und allein wenn diesem aufgeht, daß da einer spricht, der weder seine Ideologie verbreiten noch die eigenen Interessen fördern möchte, der von sich wie Paulus sagen kann: „Nicht uns selbst verkünden wir“ und „Wir sind nicht Herren über Euren Glauben, sondern Helfer zu Eurer Freude“, wird auch das Gefängnis seines eigenen auf Selbstbehauptung und Fremdadwehr gebauten Standpunktes aufbrechen können, so daß ihm erst aufgeht, was seine ureigenste Sprache ist: die, in der es möglich ist, frei von Egoismus und Durchsetzungswillen Gottes große Taten zu verkünden. Nur wenn wir diese Sprache lernen, schaffen wir den Ausweg aus dem Wirrwarr von Gleichgültigkeit und Dogmatismus, den Übergang von Babel zu Pfingsten, der sich auch heute bei uns ereignen will.